

Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie

Martin Endreß
Stephan Moebius *Hrsg.*

Zyklus 6

Jahrbuch für Theorie und
Geschichte der Soziologie



Springer VS

Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie

Reihe herausgegeben von

Martin Endreß, Trier, Deutschland

Stephan Moebius, Graz, Österreich

Die Soziologie ist eine Wissenschaft, die es mit einem sich historisch wandelnden Gegenstand zu tun hat, eine Wissenschaft also, die sich stets von Neuem selbst reflektieren muss. Dieses Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie trägt diesem Umstand Rechnung und widmet sich der engen Verbindung von soziologischer Theorie- und Disziplingeschichte sowie allgemein der Reflexionsgeschichte der Gesellschaft und ihren verschiedenen Selbstbeschreibungen. Neben Aufsätzen zur Theorie und Geschichte der Soziologie enthalten die einzelnen Bände dieses Jahrbuches auch Nachrichten aus der soziologiegeschichtlichen Forschung, Inedita aus den verschiedenen einschlägigen Archiven, Interviews mit Zeitzeugen sowie Besprechungen einschlägiger Buchpublikationen zu diesem Thema.

Weitere Bände in der Reihe <https://link.springer.com/bookseries/13108>

Martin Endreß · Stephan Moebius
(Hrsg.)

Zyklus 6

Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie

Themenschwerpunkt: Episodizität und Disparität.
Diskontinuitätsgeschichten soziologischen Wissens
Hg. v. Uwe Dörk und Alexander Wierzock

Hrsg.

Martin Endreß
Universität Trier
Trier, Deutschland

Stephan Moebius
Karl-Franzens-Universität Graz
Graz, Österreich

ISSN 2945-8595

ISSN 2945-8609 (electronic)

Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie

ISBN 978-3-658-34743-7

ISBN 978-3-658-34744-4 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-658-34744-4>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en), exklusiv lizenziert durch Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2022

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geographische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Lektorat/Planung: Cori A. Mackrodt

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Inhaltsverzeichnis

Editorial	1
Martin Endreß und Stephan Moebius	
Themenschwerpunkt Episodizität und Disparität. Diskontinuitätsgeschichten soziologischen Wissens	
Hg. v. Uwe Dörk und Alexander Wierzock	
Disparität und Episodizität	7
Uwe Dörk	
Wissenschaftlicher Pluralismus bei Gustav Schmoller	35
Jens Herold	
Sich der Wissenschaft verschreiben – formative Briefepisoden gelehrter Männerfreundschaft zwischen Ferdinand Tönnies und Friedrich Paulsen am Ende des 19. Jahrhunderts	57
Verena Keyzers und Alexander Wierzock	
Formen der Technik: Disparität und Episodisches im Werk Georg Simmels	79
Pascal Berger	
„Weil das Selbstverständliche nicht das Herrschende, das Bewiesene nicht das Anerkannte ist“ – Die ersten jüdischen Frauen an der Universität Wien und die Psychoanalyse	107
Svenja Kipshagen	

Soziologie sozialer Ortlosigkeit: Hanna Meuter im Diskurs über Typen, Gefahren und Risiken episodischer Heimaten und disparater Lebensläufe	137
Uwe Dörk	
„So emotional bin ich gar nicht gegen ihn – eher stets ein bisserl hochmütig.“ Theodor W. Adorno und Karl Mannheim im englischen Exil	163
Oliver Neun	
Engagiert gegen Engagement. Adorno im Dienste des Nichtidentischen	193
Christian Marty	
Aufsätze	
The Role of the Intelligenz: Alfred Weber and Karl Mannheim	207
Colin Loader	
Nachrichten aus der soziologiegeschichtlichen Forschung	
Umgeben von Dilettanten. Zu Besuch in Max Webers Privatbibliothek	235
Christian Marty	
Editionsprojekte	
Niklas Luhmanns Zettelkasten: Herausforderungen einer Digitalen Edition	249
Johannes F. K. Schmidt	
Forschungsbericht: Erschließung der Notizbücher von Ferdinand Tönnies (1855–1936)	271
Tatjana Trautmann	
Rezensionen	
Suzie Guth, Roland Pfefferkorn (Hrsg.), <i>Strasbourg, creuset des sociologies allemandes et françaises. Max Weber, Georg Simmel, Maurice Halbwachs, Georges Gurvitch...</i>, Paris: L'Harmattan 2019, 270 Seiten	281
Wiebke Keim	

„The Authoritarian Personality“ und das Glück der Erkenntnis	287
Andreas Kranebitter	
Reflexive vs. real existierende Soziologie. Heinz Steinerts soziologische Denkmodelle	297
Andreas Kranebitter	
Karl Acham (Hrsg.), <i>Die Soziologie und ihre Nachbardisziplinen im Habsburgerreich. Ein Kompendium internationaler Forschungen zu den Kulturwissenschaften in Zentraleuropa</i>, Wien: Böhlau Verlag 2020, 1.083 Seiten	309
Volker Kruse	
Zum politischen Potenzial des Dissens. Eine Besprechung des Handbuchs <i>Radikale Demokratietheorie</i>	319
Anja Peltzer	
Das Weltkind in der Mitten. Zu Franziska Meiforts Biographie über Ralf Dahrendorf (1929–2009)	325
Gerhard Schäfer	
Max Weber, eine Anleitung für Desperados	341
Barbara Theriault	
Anhang	347
Autorinnen und Autoren	348
Hinweis für die Einreichung von Manuskripten	356

Herausgeber- und Autorenverzeichnis

Über die Herausgeber

Martin Endreß Universität Trier, Trier, Deutschland. E-Mail: endress@uni-trier.de

Univ.-Prof. Dr., Stephan Moebius Karl-Franzens-Universität Graz, Graz, Österreich. E-Mail: stephan.moebius@uni-graz.at

Autorenverzeichnis

Dr. phil., Pascal Berger Institut für Soziologie, RWTH Aachen University, Aachen, Deutschland. E-Mail: pberger@soziologie.rwth-aachen.de

Dr. phil., Uwe Dörk Kulturwissenschaftliches Institut Essen (KWI), Essen, Deutschland. E-Mail: Uwe.Doerk@kwi-nrw.de

Univ.-Prof. Dr. Martin Endreß Universität Trier, Trier, Deutschland. E-Mail: endress@uni-trier.de

Dr. phil., Jens Herold Berlin, Deutschland. E-Mail: JPHerold@gmx.de

Dr. phil., Wiebke Keim SAGE (Sociétés, Acteurs, Gouvernement en Europe), Université de Strasbourg, MISHA Maison Interuniversitaire des Sciences de l'Homme – Alsace, Strasbourg, Frankreich. E-Mail: wiebke.keim@misha.fr

Verena Keyzers Technische Universität Dortmund, Dortmund, Deutschland

Svenja Kipshagen Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte, Georg-August-Universität, Göttingen, Deutschland. E-Mail: svenja.kipshagen@stud.uni-goettingen.de

Dr. phil., Andreas Kranebitter Institut für Soziologie, Universität Graz, Graz, Österreich. E-Mail: andreas.kranebitter@uni-graz.at

Prof. Dr. phil., Volker Kruse Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld, Bielefeld, Deutschland. E-Mail: volker.kruse@uni-bielefeld.de

Prof. Dr. phil., Colin Loader Department of History, University of Nevada, Las Vegas, NV, USA. E-Mail: loader@unlv.nevada.edu

Dr. phil., Christian Marty Zürich, Schweiz. E-Mail: christian_marty@icloud.com

Univ.-Prof. Dr., Stephan Moebius Karl-Franzens-Universität Graz, Graz, Österreich. E-Mail: stephan.moebius@uni-graz.at

PD Dr., Oliver Neun Fachbereich 05 Gesellschaftswissenschaften, Fachgruppe Soziologie, Universität Kassel, Kassel, Deutschland. E-Mail: oliver.neun@uni-kassel.de

Dr. phil., Anja Peltzer Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaft, Universität Mannheim, Mannheim, Deutschland. E-Mail: peltzer@uni-trier.de

Gerhard Schäfer Bremen, Deutschland. E-Mail: GerhardSchaefer@web.de

Dipl.-Soz. Johannes F. K. Schmidt Fakultät für Soziologie, Niklas Luhmann-Archiv, Universität Bielefeld, Bielefeld, Deutschland. E-Mail: johannes.schmidt@uni-bielefeld.de

Prof. Dr. phil. habil, Barbara Thériault Département de sociologie, Université de Montréal, Kanada. E-Mail: barbara.theriault@umontreal.ca

Tatjana Trautmann, M.A. Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Kiel, Deutschland. E-Mail: Tatjana.Trautmann@shlb.landsh.de

Alexander Wierzock, M.A. Kulturwissenschaftliches Institut Essen, Essen, Deutschland. E-Mail: Alexander.Wierzock@kwi-nrw.de

Editorial

Martin Endreß und Stephan Moebius

Das Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie möchte mit Blick auf die gegenwärtige Lage der Soziologie intervenieren, die Relevanz einer theoretisch orientierten Geschichte der Soziologie aufzeigen, alte und neue Perspektiven ihrer Reflexion ausloten, kanonisierte Lesarten erneut zur Diskussion stellen sowie Wege, Ziele und Potentiale einer theorieorientierten Geschichte der Soziologie erörtern. Der vorliegende sechste Band von ZYKLOS bietet in dieser Absicht neben einem Themenschwerpunkt erneut Analysen und Materialien: von soziologiehistorischen Abhandlungen über editionsspezifische Nachrichten, die Präsentation von Inedita bis zu Besprechungen von für die soziologisch-theoretische wie soziologiegeschichtliche Forschung einschlägigen Publikationen.

Geprägt wird dieser sechste Band von „ZYKLOS. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie“ durch die Beiträge zum Themenschwerpunkt „Episodizität und Disparität. Diskontinuitätsgeschichten soziologischen Wissens“, herausgegeben von Uwe Dörk und Alexander Wierzock. Dieser Themenschwerpunkt wird eingeleitet durch den Beitrag von Uwe Dörk unter dem Titel „Disparität und Episodizität. Zu Theorie und Geschichte des Umgangs mit Widersprüchen und Diskontinuitäten in der Wissenschaft“. Die unter diesem Titel versammelten Beiträge möchten in Abgrenzung von Thomas S. Kuhns Entwicklungsmodell

M. Endreß (✉)
Universität Trier, Trier, Deutschland
E-Mail: endress@uni-trier.de

S. Moebius
Karl-Franzens-Universität Graz, Graz, Österreich
E-Mail: stephan.moebius@uni-graz.at

wissenschaftlichen Wissens, das im Horizont des Spannungsverhältnisses von Normalwissenschaft und diskontinuierlichem Paradigmenwechsel von der Idee „kumulativen“ Erkenntnisfortschritts geleitet ist, „Episodizität“ und „Disparität“ als Merkmale wissenschaftlicher Wissensentwicklung stark machen. Die Beiträge greifen dabei epistemische wie intersektionale, soziale und biographische wie auch schulsoziologische und werkgeschichtliche Aspekte auf.

Jens Herold zeigt in seinem Beitrag „Wissenschaftlicher Pluralismus bei Gustav Schmoller“, dass Schmoller „pragmatisch und situativ“ je nach „Karriere- und Forschungsinteresse“ unterschiedlichen Präferenz folgte. Verena Keyzers und Alexander Wierzock widmen sich unter dem Titel „Sich der Wissenschaft verschreiben – formative Briefepisoden gelehrter Männerfreundschaft zwischen Ferdinand Tönnies und Friedrich Paulsen am Ende des 19. Jahrhunderts“ dem Briefwechsel zwischen den beiden, für den sich „drei chronologisch aufeinander folgende biographische Episoden“ unterscheiden. Pascal Berger macht sich unter dem Titel „Formen der Technik: Disparität und Episodisches im Werk Georg Simmels“ auf eine „Spurensuche“ nach den verstreuten techniksoziologischen Reflexionen von Simmel.

Im Folgenden untersucht Svenja Kipshagen „Die ersten jüdischen Frauen an der Universität Wien und die Psychoanalyse“ auf Grundlage zahlreicher Tagebucheintragen und autobiographischer Notizen der betroffenen Frauen. Uwe Dörk stellt demgegenüber eine individuelle Wissenschaftlerin in den Mittelpunkt seines Beitrages „Soziologie sozialer Ortlosigkeit: Hanna Meuter im Diskurs über Typen, Gefahren und Risiken episodischer Heimaten und disparater Lebensläufe“. Er setzt damit einer Frau ein Denkmal, die nicht nur eine der ersten Soziologiestudentinnen war, sondern womöglich die erste Frau, die in Soziologie promovierte und definitiv die erste Frau, die auf einem Soziologentag referierte. Oliver Neun widmet sich – unter der auf eine briefliche Äußerung von Adorno über Karl Mannheim zurückgehenden Formulierung: „So emotional bin ich gar nicht gegen ihn – eher stets ein bisserl hochmütig“ – dem Verhältnis von „Theodor W. Adorno und Karl Mannheim im englischen Exil“. Den Themenschwerpunkt dieses ZYKLOS-Bandes beschließt Christian Marty mit weiteren Überlegungen zu Adorno unter dem Titel „Engagiert gegen Engagement. Adorno im Dienst des Nichtidentischen“.

Die Reihe der „Aufsätze“ wird in diesem Jahrgang bedient durch einen Beitrag, der außerhalb des thematischen Schwerpunkts steht: Colin Loader widmet sich unter dem Titel „The Role of the Intelligenz: Alfred Weber and Karl Mannheim“ in vergleichender Absicht den Intelligenz-Konzeptionen von Alfred Weber

und Karl Mannheim im Hinblick insbesondere auf ihre gesellschaftliche Bedeutung und Funktion als Mediatoren zwischen den Sphären des „Geistes“ und der „Politik“.

In der Rubrik „Nachrichten aus der soziologiegeschichtlichen Forschung“ berichtet im vorliegenden Jahrgang Christian Marty unter dem Titel „Umgeben von Dilettanten“ über einen „Besuch in Max Webers Privatbibliothek“.

Die Rubrik „Editionsprojekte“ beinhaltet Berichte zu Niklas Luhmann und Ferdinand Tönnies. Zunächst informiert Johannes F. K. Schmidt über „Niklas Luhmanns Zettelkasten: Herausforderungen einer Digitalen Edition“ und anschließend orientiert Tatjana Trautmann in einem Forschungsbericht über die „Erschließung der Notizbücher von Ferdinand Tönnies (1855–1936)“.

Abgeschlossen wird auch dieser sechste Band von ZYKLOS wieder mit einigen Rezensionen: Wiebke Keim bespricht den von Suzie Guth und Roland Pfefferkorn herausgegebenen Band „Strasbourg, creuset des sociologies allemandes et françaises. Max Weber, Georg Simmel, Maurice Halbwachs, Georges Gurwitsch“ und Andreas Kranebitter stellt den von Eva-Maria Ziege herausgegebenen Band mit Schriften von Theodor W. Adorno „Bemerkungen zu ‚The Authoritarian Personality‘ und weitere Texte“ vor. Ebenso von Andreas Kranebitter folgt hierauf eine Besprechung des Bandes von Karl Reitter zu „Heinz Steinert und die Widerständigkeit seines Denkens“, den er zu einer Orientierung über „Heinz Steinerts soziologische Denkmodelle“ nutzt. Volker Kruse legt eine Rezension zu dem von Karl Acham herausgegebenen Band „Die Soziologie und ihre Nachbardisziplinen im Habsburgerreich. Ein Kompendium internationaler Forschungen zu den Kulturwissenschaften in Zentraleuropa“ vor. Anja Peltzer bespricht das Handbuch „Radikale Demokratietheorie“, Gerhard Schäfer rezensiert Franziska Meiforts Biographie über Ralf Dahrendorf und Barbara Thériault legt eine Besprechung von Christian Marty Buch „Max Weber. Ein Denker der Freiheit“ vor.

Die Herausgeber danken Frau Sabine List und Frau Antonia Schirgi für ihre Hilfe bei der Formatierung und Korrektur der Manuskripte dieses sechsten Jahrgangs.

Schließlich laden wir alle Kolleginnen und Kollegen herzlich zur Einreichung von eigenen Beiträgen und damit zur weiteren Diskussion einer Theorieorientierten Forschung zur Geschichte der Soziologie ein. Diese Einladung bezieht sich auch auf Diskussionsbeiträge zu den in ZYKLOS bereits veröffentlichten; sie sind ausdrücklich erwünscht und können im jeweils folgenden Jahrgang zur Veröffentlichung kommen.

Martin Endreß und Stephan Moebius

Themenschwerpunkt Episodizität und Disparität. Diskontinuitätsgeschichten soziologischen Wissens

Hg. v. Uwe Dörk und Alexander Wierzock

Disparität und Episodizität

Zu Theorie und Geschichte des Umgangs mit Widersprüchen und Diskontinuitäten in der Wissenschaft

Uwe Dörk

Ein sehr verbreitetes Narrativ, das die überkommene Fortschrittserzählung weitgehend ersetzt hat, trägt den Titel *The Structure of Scientific Revolutions* (1962). Darin beschreibt Thomas S. Kuhn die Entwicklung wissenschaftlichen Wissens nicht als Weg zu immer mehr und exakterem Wissen, sondern als diskontinuierlichen Prozess, in dem das Wissen immer wieder eine neue Gestalt annimmt. Wissenswandel erscheint als der Prozess eines agonalen Wettbewerbs: Unter konkurrierenden wissenschaftlichen Schulen und Forschergruppen setzt sich eine durch und verschafft ihrer Wissensordnung, ihrem Paradigma eine hegemoniale Geltung. In der nun beginnenden „normalwissenschaftlichen“ Phase werden mit anerkannten Mitteln ebenso anerkannte Probleme immer kleinteiliger gelöst – bis Anomalien auftauchen, die sich nicht mit den konventionellen Mitteln dieses „Paradigmas“ lösen lassen. Es werden neue Variationen an Problemlösungen und Theorien getestet und alte Grundannahmen aufgekündigt, so dass sich das Wissen erneut revolutioniert, durch eine neue Schule hegemonialisiert und dann inkommensurabel zu seinem Vorgänger wird. Dieses Modell entspreche den Naturwissenschaften: Den vorparadigmatischen Geistes- und Sozialwissenschaften aber bleibe aufgrund ihres Verharrens in der Phase epistemischer Pluralität ein solcher paradigmatisch-temporal begrenzter Wissensfortschritt dagegen versagt.

In Abgrenzung zu dieser angenommenen Spaltung zweier unterschiedlicher wissenschaftlicher Kulturen, hat Clemens Albrecht darauf aufmerksam gemacht, dass Multiparadigmatizität und Schulpluralität keine exklusiven Eigenschaften der

U. Dörk (✉)

Kulturwissenschaftliches Institut Essen (KWI), Essen, Deutschland

E-Mail: Uwe.Doerk@kwi-nrw.de

Sozial- und Geisteswissenschaften sind, sondern Merkmale „von Disziplinen mit horizontalem“ Erkenntnisfortschritt. In solchen Fächern würden alternative Erklärungen für allgemein anerkannte Probleme entwickelt, ohne sie „als falsch oder richtig, als veraltet oder gültig“ hierarchisieren zu können. Der Grund für diesen „Mangel“ liege aber allein in der Struktur des Forschungsfeldes: Die arbeitsteilige Organisation betriebsmäßiger Großforschung oder großer Cluster neigten zum „vertikalen“ bzw. „kumulativen“ Wissensfortschritt, weil sie sich auf verbindliche Programme einigen müssen. Parallel operierende Forschungsteams, Lehrstühle, Institute, Gesellschaften etc. tendierten dagegen zu einem horizontalen Wissensprogress – unabhängig davon, ob er sich als solches in den Naturwissenschaften oder in den Geistes- und Sozialwissenschaften abspielt (Albrecht 2019, S. 15–38).

Wenn diese Beobachtung zutrifft, dann lässt sich wissenschaftliche Wissensentwicklung hochgradig durch die Merkmale Episodizität und Disparität begreifen. Denn in Disziplinen, die sich durch ein vertikales Voranschreiten auszeichnen, bleibt das Wissen an normalwissenschaftlich-paradigmatische und variantenreiche revolutionäre Phasen temporal gebunden (Episodizität), auf die wiederum inkommensurable Wissensordnungen folgen (Disparität). Im Fall des horizontalen Progresses entsteht dagegen permanent neues Wissen, das von unterschiedlichen Schulen mit unterschiedlichen Erkenntnislogiken und -mitteln erarbeitet (Disparität) sowie je nach gesellschaftlicher Anforderung situativ immer wieder neu formuliert wird (Episodizität). Somit hängt der wissenschaftliche Alltag in einem hohen Maß vom Umgang mit dem Nebeneinander von temporal disparaten Epistemen ab: Neu geprägte Idiome, Denkstile und methodische Praktiken treffen auf Überkommene, so dass Geltungsfragen zu Deutungsmachtfragen werden, die aufgrund ihrer Unentscheidbarkeit als Temporalitätskämpfe ausgetragen werden können. So werden etwa mit Verweis auf inner- oder transfachliche, politische oder massenmediale Problemdiskurse Attribute wie „dringlich“, „erwünscht“, „aktuell“, „veraltet“, „konventionell“, „bewährt“ zur Geltung gebracht und Widersprüche zwischen Theorie und Praxis sowie zwischen verschiedenen Theorien und Praxeologien markiert.

1 Disparität

Was heißt Disparität? In sprachlich-formaler Hinsicht werden Begriffe disparat genannt, die sich keinem höheren Gattungsbegriff unterordnen bzw. sich nicht unter einem dritten Begriff zu einer Einheit fügen lassen. Disparat stehen Bezeichnungen wie Treulosigkeit und Tomate, Schönheit und Tugend oder Ruhm

und Rum zueinander. Solche Disparitäten können zur Beschreibung eines Dritten dienen und müssen sich deshalb nicht zwangsläufig widersprechen. Jemand kann als tugendhaft und schön oder nur als eines oder mit keinem von beiden Eigenschaften beschrieben werden (Kirchner 1907, S. 151). Solche unvergleichbaren Eigenschaften eignen sich poetisch in Form von Oxymora oder Paradoxien wie etwa in dem vielfach variierenden Gedicht: „Dunkel war’s, der Mond schien helle, schneebedeckt die grüne Flur, als ein Wagen blitzesschnelle, langsam um die Ecke fuhr [...]“ (Zürcher 1902, S. 58). In der Wissenschaft aber werden Disparitäten, anders als in der Belletristik, vornehmlich als Problem behandelt.

Slavoj Žižek hat den Begriff der Disparität zur Formulierung einer erkenntnistheoretischen Grundlage der englischen Übersetzung Georg Wilhelm Friedrich Hegels *Wissenschaft der Logik* entnommen: Die für Hegel zentrale Gedankenfigur der „Ungleichheit“ wird dort im Englischen mit „disparity“ wiedergeben und wird dann von Žižek mit dem Gegenbegriff „parity“ (Parität) plausibilisiert: Disparität heißt dann Nicht-Ähnlichkeit, Nicht-Gleichförmigkeit, Nicht-Entsprechung, Nicht-Kongruenz und so weiter (Žižek 2018, S. 16 f.). In dieser Form wendet er den Terminus – ungeachtet seiner geschichtsphilosophischen Aufladung – „auf ein Ganzes“ an, „dessen Teile nicht zusammenpassen“ und „ein künstlich Zusammengesetztes“ ergeben, „dessen organische Einheit für immer zerstört ist“. Als popkulturelles Bild hierfür bietet er den „Terminator“ an: Ein Untoter, dessen Körper sich halb aus Technik, halb aus „Fleisch und Blut“ zusammensetzt und eine Totalität bildet, die Unpassendes vereint ohne es zu einer „echten“ Ganzheit zu fügen.¹ In der Wissenschaft zeige sich eine solche Einheit des Disparaten, so Žižek weiter, in dem Versuch „Theologie und Astrophysik“ zu vereinen. Die legitimierende Behauptung einer Arbeitsteilung – Physik beschäftige sich mit endlich-materiellen Realitäten seit dem Urknall, Theologie dagegen mit absoluten-geistlichen vor dem großen Knall (und außerhalb) – vertusche die faktische Disparität zwischen beiden Disziplinen, da die theologische Spekulation die Leerstelle vor dem Urknall keineswegs ausfüllen könne. Nur das wissenschaftliche Beobachten und Modellbilden – vornehmlich durch die Astrophysik selbst – könne hier weiterführende Vorschläge machen (Žižek 2018, S. 16 f.). Die Disparität einer Ganzheitsillusion darf also nicht verschleiert, sondern soll in Einzelteilen zerlegt und exakt benannt werden. Ist das die einzige Möglichkeit, mit Disparitäten umzugehen, ohne der „Wahrheit“ Gewalt anzutun?

¹ Idealtypischer Weise wird dieser Zombie nach Žižek auf einer höheren Ebene durch „den Kapitalismus“ repräsentiert, da dieser sich durch soziale Widersprüche reproduziere.

Zur Beantwortung dieser Frage kann das Konzept der Disparität auf zwei verschiedene Weisen verwendet werden: Zum einen im Hinblick auf eine historisch sich wandelnde wissenschaftliche Praxis, Widersprüche wahrzunehmen und mit ihnen umzugehen; zum anderen als eine reine Beobachtungskategorie, mit der sich Widersprüche, Ungleichheiten, logische Brüche, Leerstellen und Ähnliches innerhalb und zwischen verschiedenen wissenschaftlichen Arbeiten, Theorietexten, Forschungsgruppen und so weiter markieren und zu Einzelteilen dekonstruieren lassen. Beide Perspektiven werden im Folgenden, von Fall zu Fall, wechselnd eingesetzt. Als Einstieg dient der Begriff der „Dialektik“, gerade weil dieser kein genuin neuzeitlicher Begriff ist, sondern auf einen historischen Möglichkeitsraum verweist, den es zu sondieren lohnt. Denn in der klassischen Antike wurden Anomalien oder Widersprüche – anders als bei Kuhn oder Žižek – keineswegs nur als ein Problem betrachtet, das durch neue Theorien gelöst oder mittels einer dekonstruktiven Lektüre zur Sprache gebracht werden musste. Vielmehr fällt der spielerischere und dialogischere Charakter des Umgangs mit Disparität auf wie etwa ihr Kultivieren in Form von Paradoxien zur rhetorischen Schulung. Die überraschende Verbindung inkongruenter Aussagen sollte verblüffen, zum Lachen reizen, das Denken herausfordern und überraschende Anschlusskommunikationen provozieren (Levévre 1970, S. 59–89). Ebenso wurden Gegensätze primär unter dem Aspekt ihrer erkenntniserzeugenden Funktion betrachtet. So schätze Heraklit den Streit als Vater aller Dinge und als vernunftbegabtes Feuer. Gegensätze ordneten demnach das gesamte Feld menschlicher Erfahrung in eine Polarität, die das menschliche Fühlen, Denken, Handeln von einem Extrem zum Anderen hin und her pendeln lässt und so sein Schicksal bestimmt (Heraklit, DK 22, B 51, B 57, B67, B 80).

Auch in der Eristik, dem kunstvollen Streitgespräch, hat das Aufzeigen von Disparitäten in einer Meinung eine epistemische Funktion, da sie das Erkennen des Richtigen befördert. Noch für die platonische Dialektik, die zu der Göttin der Zwietracht, Eris, gepflegt Distanz hält, war der Weg der Erkenntnis ein Spiel mit Gegensätzen: Ohne Abfolge von These, Antithese und Synthese kein Erkenntnisgewinn (Platon, Menon 75d., S. 4–7; Politeia 454a, S. 5–7, 509b). Allerdings limitierte und disziplinierte die platonische Dialektik ihre Disparitäten, indem sie die Gegensätze so zurichtete, dass sie sich einer Synthese zuführen ließen (was kein gemeinsames Drittes darstellt).² Dieser disziplinierende Zug

² Die Synthese entstand nicht aus Gegensätzen wie Landtier (These) und Wassertier (Antithese), die sich zu einem auf dem Land und auf dem Wasser lebenden Tier = Amphibie fügen (Synthese). Die Synthese verdankt sich viel mehr einer Reflexion, die nach einer meist mehrfachen Abfolge von These und Antithese die genaue Wahrheitsbedingung einer Aussage eruieren. Ein Beispiel: Auf die These, dass die Rückgabe des Geliehenen stets gerecht sei, und

gewann bei Aristoteles an zusätzlicher Rigidität, da er zusätzlich zwischen Apo-deixis, die auf die Bildung logisch konsistenter, allgemeingültig wahrer Sätze zielt, und Dialektik unterschied, die für bloß wahrscheinliche Sätze zuständig sei. Die Dialektik wurde dadurch zu einer spezifischen Methode, die der Behandlung eines beliebigen Themas auf der Grundlage von für wahrscheinlich gehaltenen Meinungen dient, indem sie diese syllogistisch, hypothetisch oder induktiv durchspielt. Die Eristik erfuhr dagegen eine Herabstufung zu einem „Streitschluss“ für nicht-wahrscheinliche Sätze. „Wissenschaftliches“ Wissen bleibt dagegen der Analytik vorbehalten (Aristoteles, *Topik* I,1 100a-b, S. 10 u. S. 18, 108a). Deren Akzent lag auf der Stringenz der Argumentation, dem systematischen Ausschluss von Antinomien und einer effektiven Diskursökonomie. Die schöpferische Kraft von Disparitäten, wie sie Heraklit im agonalitätsoptimistischen Kontext der Perserkriege formuliert hatte, wurden also zunehmend eingehegt. Ebenso wurden die emotiven Diskursformen aus dem wissenschaftlichen Kontext gedrängt und den juristischen, literarischen und gesellig-unterhalterischen Bereichen überlassen (Levévre 1970, S. 60 ff.; Wilke 2020, S. 131–163).

Wesentlich für die Antike ist, dass Disparitäten weiterhin eine zentrale epistemische Rolle spielten, und zwar nicht nur deshalb, weil Wahrheit ohne Gegensätze nicht zu finden war. Denn auch solche Disparitäten, die im dialektischen Prozess ausgeschlossen wurden, übten weiterhin eine Funktion aus, nun aber eine soziologische: Sie markieren die Ränder eines jeweiligen Denkkollektivs. Schon die Autoritäten, die zur Unterscheidung von allgemein anerkannten Sätzen, wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen Meinungen zitiert wurden, fungierten als erste epistemische Grenzkontrolle, wohingegen die ausselektierten Meinungen nun den Grenzsaum eines Wissensfeldes bildeten. Fanden aber Ansichten und Meinungen Eingang in das Verfahren methodischen Überprüfens und wurden dennoch verworfen, dann markierten sie als explizit Ausgeschlossenes ebenso explizit die Grenze des jeweiligen Denkkollektivs. In dieser Form übte es zum einen eine inkludierende Funktion aus, da es etwa zu methodischen Lehr- und Übungszwecken genutzt werden konnte, so dass auch die Lernenden an der Organisation des Grenzregimes beteiligt wurden. Zum anderen hatten

der Antithese, dass eine solche Rückgabe manchmal zu Unrecht führe, folgt die Synthese: Gerech ist, jedem das abzustatten, was ihm gebührt. Dem Feind ist anderes zu geben als dem Freund, dem Verständigen anderes als dem Wahnsinnigen. Dieser Satz bildet aber nicht die gemeinsame höhere Einheit von These und Antithese, sondern eine per logischem Schluss gewonnene neue Erkenntnis. These und Antithese bilden nur einzelne Aspekte und geben dem dialektischen Prozess der Wahrheitsfindung nur einen Anstoß. Das höhere gemeinsame Dritte wäre etwa der Begriff Ethik für das Nachdenken sowohl über sittlich richtiges als auch sittlich falsches Handeln.

die verworfenen Ansichten eine exkludierende Wirkung: Wurden sie von anderen Denkkollektiven für wahr gehalten, dann wurde das disparat Bewertete zu einem Symbol divergierender Denkstile. Mit Orts- oder Gründernamen eines Denkkollektivs – wie Akademie, Epikureismus, Lykeion, Stoa, Isokrates und Ähnliches – belegt, ergab sich eine nomenklatorische Ordnung beziehungsweise eine Disparitätstopologie. Jede Schule ließ sich mit unterschiedlichen Eigenschaften belegen, vergleichen und abgrenzen. Auch konnten sie sich wechselseitig durch das Aufrufen und methodisches Durchspielen von Topoi oder Argumenten in ihrer Konsistenz testen: Lässt sich etwa das ewige Vergehen und Neuentstehen in ihrer ganzen Gegensätzlichkeit sinnlich wahrnehmen (Heraklit) oder ist alles sinnlich Wahrnehmbare trügerisch und nur scheinbar wirklich, so dass es vielmehr auf das Erschließen der ewigen Wahrheiten (Ideen) hinter den Erscheinungen ankommt (Platon, Akademie), die Bedingung der Möglichkeit sinnlicher Erfahrungen sind? Ist die ontologische Differenz zwischen Ideenwelt und Sinneswelt wirklich ein Argument dafür, dass die Sinneswelt ein Produkt der Ideenwelt ist, oder muss stattdessen auf eine unüberbrückbare Kluft zwischen beiden Sphären geschlossen werden, so dass Ideen keine Wirkung auf die Sinneswelt ausüben können (Aristoteles, Stoa)? Die philosophischen Schulen kultivierten mit solchen Fragen disparate Denk- und Lebensstile, konkurrierten aber auch bei der Beantwortung auf kollektivübergreifende Wissensbedürfnisse wie nach dem „guten“ und „richtigen“ sozialen und politischen Zusammenleben, der Bedeutung und dem Wesen des Rechts, der richtigen Lebensführung und vielem mehr (klassisch: Davies 1983, S. 206–217) – ohne ihren Antworten je zu einer generellen Geltung verholfen zu haben.

Diese Darstellung horizontal konkurrierender Schulen antiker Stadtrepubliken darf – unabhängig von ihrem Aufschlusswert für die strukturellen Bedingungen antiken Philosophierens – als Allegorie für eine neuzeitliche historische Entwicklung gelesen werden: Spätestens³ im 18. Jahrhundert verfestigte sich erneut das Strukturmuster horizontal konkurrierender philosophischer Schulen

³ Die Aristotelische Dialektik wurde schon im Mittelalter angeeignet, wie die Scholastischen Methode und das Disputationswesen anzeigen. Ebenso schien sich das Grundmuster der intellektuellen Schulkonkurrenz schon in der frühen Entstehungsphase der Universitäten abzuzeichnen. Doch sorgte die übergeordnete Autorität der Kirche und später die territorialherrliche Suprematie im Zeitalter der Konfessionalisierung dafür, dass der Spielraum für die Bildung selbstständiger Denkkollektive vorerst gering blieb. Dass sich aber solche Freiräume in der Gelehrtenrepublik gegen Ende des 17. Jahrhunderts zunehmend ausdehnten und verselbstständigten, indiziert die Definition von Gelehrtenrepublik in Pierre Bayles weit verbreitetem *Dictionnaire* als ein „l’empire de la Vérité & de la Raison“, in der ein „guerre innocemment“ aller gegen alle um die Wahrheit geführt werde – allein aber mit der Waffe der Kritik (Bayle 1734, S. 583 f.). Gerade die opaken naturphilosophischen Diskurse boten

und prägt seither die Erkenntnisproduktion in zahlreichen Disziplinen (Stichweh 1999, S. 19–32). Diese Entwicklung stand aber unter gänzlich anderen Vorzeichen als in der Antike, die den Umgang mit Disparitäten tiefgreifend veränderten: Nach den desaströsen Religionskriegen des 17. Jahrhunderts entfaltete sich eine breite Landschaft an Aufklärungsgesellschaften und ein wachsender Buch- und Zeit-schriftenmarkt, der die obrigkeitliche Kontrolle des Wissens sehr volatil machte (van Dülmen 1996, bes. S. 120–132; Mix 2006, S. 11–24). Die Folge war aber keineswegs nur eine Ausweitung dessen, was im Licht der Öffentlichkeit sagbar wurde, sondern zugleich seine Limitierung und eine Verschiebung der Zuständig-keiten: Durch die Institutionalisierung des Kritikwesens, der Durchsetzung von Autorschaft, der Entstehung des Urheberrechts, der Methodologisierung der Wis-senschaften und Ähnlichem wurde die Grenzen von Wahrheitskommunikationen immer stärker Sache der Produzierenden selbst (Bohnen 2007, S. 133–144). Und das hatte Folgen im Umgang mit Disparität. So motivierte etwa die Erfahrung des konfessionellen Bürgerkriegs die Beschränkung des wissenschaftlichen Diskurses auf die Erkenntnisquellen von sinnlicher Erfahrung und Verstand. Diese Begren-zung führte nicht nur zum Ausschluss metaphysischer Spekulation (Hume 1739, 1.1.4.1; Kant 1900 [1887], AA III, 281–382), sondern stellte jedes Wissen über etwas in Frage, das nicht unmittelbar sinnlich fassbar war, weil es nur zeichen-haft erschließbar ist wie etwa Vergangenheit in der Historiographie (Dörk 2014, S. 483, S. 508–511). Die Beschränkung wurde später, nach dem Kulturkampf und den Sozialistengesetzen im deutschen Kaiserreich auch auf normative oder ästhe-tisch begründete Gegensätze ausgedehnt, da sich diese ebenfalls nicht durch den Rekurs auf empirische Erfahrung überbrücken ließen (Tönnies 1887, S. 24–32; Weber 1904, S. 22–37). Unter diesen intellektuellen Bedingungen spielte sich ein rigider Umgang mit Disparitäten ein, der primär auf Eliminierung, Ausschluss oder zumindest Vermeidung derselben zielte.

Normativ hat die Forderung, wissenschaftliche Erkenntnis auf die Quellen Verstand und Sinnlichkeit zu begrenzen, bis heute eine weitgehend unbestrittene Geltung. Die Praxis aber, Erkenntnis vornehmlich als einen Eliminierungsprozess zu organisieren, blieb nicht alternativlos. Zum einen erwiesen sich Erkenntnis-grenzen sowohl in Bezug auf das sinnlich Erfahrbare als auch Verstehbare als dynamisch und unscharf: Was zunächst als metaphysisch exkludiert wird, kann später in den Bereich des empirisch Zugänglichen gelangen und dann wis-senschaftlich erschlossen werden. Auch Erkenntnis wird schließlich von einem

gute Bedingungen für Schulbildungen. Bayles Definition zeugt – in fast noch milder Lesart – von der extremen Agonalität der gelehrten Streitkultur im frühneuzeitlichen Europa, die noch unter den Nachwirkungen der Konfessionalisierung stand.

utopischen Standort aus im Vorgriff auf epistemische Erwartungen hin formuliert.⁴ Zum anderen machten die Revolutionen an der Epochenschwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert darauf aufmerksam, dass Widersprüche nicht nur eine wesentliche Antriebskraft im Prozess der kognitiven Erkenntnisbildung, sondern zugleich Movers soziopolitischer Veränderungen sein können. Beides brachte etwa Hegels *Phänomenologie des Geistes* zur Sprache: Das dialektische Spiel von „seinsetzendem“ Verstand und negierender Vernunft tritt hier nicht als eine bloße Selbstbewegung des Geistes in Erscheinung, sondern zugleich als eine der Wirklichkeit. So findet sich die erkenntniserzeugende Dialektik von Subjekt und Objekt in der Dialektik von Liebe und Recht wieder, aus der dann Ehe und Familie entspringen; deren Gegensätze erzeugen wiederum das System der Bedürfnisse, das heißt die bürgerliche Gesellschaft und am Ende auch den Staat. So führt das Spiel der Widersprüche zu einer sich dialektisch höher entwickelnden Ordnung (Hegel 1970a [1817], I, §79, 1970b [1820], bes. III § 158–267, 1961 [1805–1831], S. 48–74).

Disparitäten erscheinen bei Hegel als unvermeidlich, da der unaufhaltsame Selbstdifferenzierungsprozess in Form permanenter Negation der Negation neue Realitäten hervorbringt (Hegel 1970a [1817], I, §79; Hegel 1979 [1807], 5, S. 22 f., S. 30–38, 1961 [1805–1831], S. 48–74). Allerdings wird deutlich, dass diese Dialektik trotz emphatischer Theorieanleihen keine Wiederkehr der vorchristlichen war, sondern sich weit von den kreislaufförmigen Epistemen der Antike entfernt hatte. Sie hatte vielmehr eine universalhistorische teleologische Zeitstruktur angenommen, die heilsgeschichtlich und eurozentrisch gepolt war.⁵

⁴ Christian Dayé hat in diesem Zusammenhang den Begriff der „epistemischen Hoffnung“ geprägt (Dayé 2012). Der Begriff des utopischen Standorts entstammt Helmuth Plessner (1975, bes. S. 341–343, S. 346).

⁵ Diese Überformung begann nicht mit Hegel, sondern in der Spätantike (Orosius, Augustinus) und setzte die universalhistorische Tendenz der römischen Geschichtsschreibung (Livius) fort. Die pendelnde oder kreislaufförmig gedachten Veränderungen des Wissens (Dialektik) und des politischen Zusammenlebens (so die wederkehrende Abfolge von Monarchie, Aristokratie, Oligarchie, Demokratie) wurde überformt von einer heilsgeschichtlichen Abfolge irdischer Reiche, die aber als irdischer Pilgerweg zur Civitas Dei begriffen wurde. Die Rezeption der aristotelischen Dialektik im Rahmen der christlichen Heilsgeschichte erfolgte aber erst im Hochmittelalter wie etwa Thomas von Aquins antithetisches Verfahren (in *Summa theologiae*) bezeugt; dasselbe gilt für die aristotelische Politik (zum Beispiel in Thomas' *De regimine principum*). Die Vorstellung vom Kreislauf der Zeit hatte jedoch über das Mittelalter hinweg Bestand und verband sich – nicht reibungslos – mit der Idee einer teleologischen Heilsgeschichte (Dörk 2014, S. 195–201). Die eschatologische Deutung, dass die Vermehrung und Verbesserung menschlichen Wissens mit der Herabkunft des Himmelreichs und dem Ende der Zeiten zusammenhängt, wird ideengeschichtlich vor allem mit Gioacchino da Fiore in Verbindung gebracht (hierzu und zum eschatologischen

Ferner: Weil die geistigen und sozialen Gegensätze nun eine eschatologische Bedeutung bekamen, wurde auch die wissenschaftliche Reflexion in diesen antagonistischen Prozess hineingezogen, so dass die epistemischen Werte (wahr versus falsch) die agonale Wertigkeit von gut versus böse (zum Beispiel verelendendes Proletariat versus ausbeutende Produktionsmittelbesitzer) annahmen (Marx 1962 S. 741 f.). Jedes Wissen, jede Aussage über Gesellschaft wurde zu einer sozialen Positionierungsfrage und zu einem Element der historisch-dialektischen Bewegung. Disparate intellektuelle Haltungen wurden so zu einem bloßen Ausdruck disparater Klassenlagen erklärt und in eine Heraklitische Agonalität kurz vor ihrem Umschlagen gebracht.

Eine völlig andere Praxis mit Disparitäten umzugehen, bestand darin, genau solche normativen soziopolitischen oder auch religiösen Geltungsansprüche reflexiv zu unterlaufen. Diese Praxis verdankt sich einer Bewegung, die sich ebenfalls am Ende der Frühen Neuzeit zu formieren begonnen hatte und das Wissen selbst zum Gegenstand des wissenschaftlichen Beobachtens machte, indem sie verabsolutierte Dogmen und wissenschaftliche Anschauungen einer Temporalisierung unterzog: In der Theologie durch die historische Bibelkritik,⁶ in der Juristik durch die Rechtsgeschichte (Hammerstein 1972, S. 131–142), in der Philosophie durch die Geistes- und Ideengeschichte, in der Geschichtswissenschaft durch die Historik.⁷ In allen Fällen besteht die Grundoperation darin, eine Disparität zwischen dem überzeitlichen Identitäts- und Geltungsanspruch kanonisierter Autoritäten und Wissensbeständen einerseits und ihrer faktischen zeitlichen Variabilität andererseits zu markieren, wie sie sich anhand von „Quellenfunden“

Geschichtsdenken generell: Löwith 1953, bes. S. 158–172). Zu Beginn der Neuzeit inspirierte diese Vorstellung auch das Programm einer *Instauratio magna* (Francis Bacon), auf das sich im 17. Jahrhundert die Royal Society bei der Institutionalisierung der experimentellen Naturwissenschaften berief. In der politischen Theologie (Carl Schmitt) spielt die Denkfigur eines eschatologischen Fortschritts und nationalen Erwähltseins bis heute eine Rolle.

⁶ Sehr früh etwa durch Louis Capells *Critica sacra, sive de variis, quae in sacris V. T. libris [...]*, Paris 1650 artikuliert. Für den Einsatz historisch-kritischer Methodologie war aber vor allem Johann Salomo Semlers *Abhandlung von freier Untersuchung des Canons* (1771) und seine *Beantwortung der Fragmente eines Ungenannten* (1779) wegweisend.

⁷ Dass es gerade die Historiographie war, die einen zeitlich relativierenden Blick auf die wissenschaftlichen Disziplinen warf, lag in ihrer ursprünglichen Aufgabe als bloße Informationslieferantin für dieselben. In dem Maß wie sie sich von dieser untergeordneten Stellung aber emanzipierte, drückte sie den von ihr traktierten Gegenständen einen eigenen Stempel auf. Die „Selbstreflexivierung“ der Historiographie indiziert Chladenius' Begriff des „Sehepunktes“, der 1742 die historisch-soziale Standortgebundenheit von Wissen generalisiert (Abdruck in: Blanke und Fleischer, S. 198–208). In Hegels Einleitung zu seiner *Philosophie der Geschichte* findet sich die historische Betrachtung des geschichtlichen Denkens dann vollständig ausformuliert (s. o.).

beobachten und belegen lässt. Weitere Möglichkeiten, wissenschaftliche Erkenntnis zu beobachten, wurde in der Philosophie entwickelt und nahmen dann eine immer fachspezifischere Gestalt an: Hatten Kants transzendente Analytik und Dialektik sich noch den grundsätzlichen Bedingungen und Grenzen von Erkenntnis überhaupt gewidmet, fokussierten Hegels Philosophie des Rechts und der Geschichte oder Schellings Transzendental- und Naturphilosophie schon spezifische wissenschaftliche Felder.

Die philosophische Reflexion wissenschaftlicher Erkenntnis richtete sich auf die Parität beziehungsweise Disparität von Erkenntnis und Erfahrung, von Scheinlogik und Vernunft, von Erkenntnissubjekt und -objekt und Ähnlichem. Dadurch übte sie nicht nur eine korrigierende respektive qualitätssichernde Funktion für die jeweils sondierten Wissenschaften aus. Vielmehr beförderte sie auch die Entwicklung neuer Paradigmen wie in der Physik oder neue Disziplinen wie die Biologie, Psychologie oder Soziologie; ebenso wirkte die Selbstreflexion stimulierend auf die weitere Ausdifferenzierung spezifischer Formen wissenschaftlicher Selbstbeobachtung.⁸ Das Nachdenken über die Eigenart und Grenzen naturwissenschaftlichen Erkenntnis durch Émile Boutroux, Henry Poincaré, Ernst Mach, Emil du Bois-Reymond, Hermann Helmholtz und anderer eröffnete schließlich gänzlich neue Erkenntnisräume. So forcierte etwa Helmholtz' Nachweis von 1871, dass in der bisher für ihre logische Stringenz bewunderten euklidischen Geometrie eine Disparität entsteht, wenn ihre Axiomatik – Punkte, Linie, Parallele, Fläche, Raum – auf kugelige oder biegsame Flächen angewendet wird (Helmholtz 1896, S. 39–67), die Entwicklung einer nicht-euklidischen Geometrie. Indem er zeigte, dass diese Axiomatik auf einem unausgesprochenen Implikat beruht, öffnete er den Blick dafür, dass diese Raumvorstellung nicht naturgegeben und dem erkennenden Subjekt kategorial vorgegeben ist (Kant), sondern auch anders – etwa als beliebig mehrdimensionaler Raum – gedacht und erfasst werden kann. Durch diese Alternative wurde die alleinige Geltung des absoluten Raums und der mathematischen Physik nach Isaak Newton in Frage gestellt, und zwar

⁸ Das philosophische Reflexionsangebot ist für die disziplinäre Formierungsphase deshalb so bedeutsam, weil es nicht nur eine fachspezifische Selbstbeobachtung und Identitätswahrnehmung, sondern dadurch auch die disziplinäre Schließung ermöglicht. Zur Ausdifferenzierung der Wissenschaften im 19. Jahrhundert generell informiert das Handbuch *Kultur, Bildung und Wissenschaft* (Kraus 2008, bes. S. 16–21, S. 73–77). Zur stimulierenden Wirkung von Hegels Rechts- und Schellings Naturphilosophie für die Biologie und Soziologie siehe Gerhard Wagners *Geschichte der Soziologie* (Wagner 2007, S. 153–164) und Rudolf Stichwehs auf die Physik bezogene Untersuchung zur Entstehung des Systems wissenschaftlicher Disziplinen (Stichweh 1984, bes. S. 150–172, S. 315–317).

zu einem Zeitpunkt, als die exakte Erfassung des Raums und der Zeit zur globalen Koordination der Telegraphie und des Zugverkehrs auf der weltpolitischen Agenda stand. Vor diesem Hintergrund formulierten Hendrik Antoon Lorentz, Henri Poincaré und vor allem Albert Einstein relativitätstheoretische Raum- und Zeitkonzepte (Galison 2003).

Diese Fortentwicklung in den Naturwissenschaften setzte auch die Geisteswissenschaften unter Druck, ihre nun als defizitär empfundenen Erkenntnismittel und Aufgabe in der Gesellschaft neu zu definieren. Auch in diesem Fall wurde auf das schon etablierte Schema der historisch-idiographischen Selbstbeobachtung zurückgegriffen, nun aber in bewusster Abgrenzung zu den nomothetischen Naturwissenschaften in Stellung gebracht wie etwa Wilhelm Diltheys Versuch zeigt, den Geisteswissenschaften eine neue lebensphilosophische Grundlage zu geben (Dilthey 1883, bes. S. 1–20, S. 34–39). Dilthey markierte zwischen den beiden Wissenschaftszweigen eine grundlegende funktionale Disparität: Naturwissenschaften versuchten die gesetzesförmigen Prozesse der Natur zu erklären, während die Geisteswissenschaften das durch den menschlichen Geist selbst hervorgebrachte historisch-kulturelle Sinngeschehen – wie es sich in Sprache, Schrift, Gestik, Kunst etc. manifestiert – zu verstehen versuchten. Die Geisteswissenschaften befinden sich somit in reflexiver Verflechtung mit ihrem Untersuchungsgebiet: Das Begreifen des sozialen, politischen und kulturellen Geschehens steht mit dem Gestalten desselben in einem unmittelbaren Wirkungszusammenhang. Und genau darin liegt deren Aufgabe.

Ein anderer, auf lange Sicht sehr folgenreicher Versuch, Geisteswissenschaften reflexiv, aber auch exakt wie die Naturwissenschaften zu betreiben, setzte in den 1890er Jahren ein und wurde zunächst von wissenschaftlichen Außenseitern wie von Gottlob Frege (1892a; 1892b), Victoria Welby (1896, S. 186–202), Charles Sanders Peirce (1934 [1907], S. 484), Ferdinand Saussure (1995 [1916]) und Ferdinand Tönnies (2009 [1906]) betrieben. Der Fokus ihrer Arbeiten richtete sich auf den Sprach- bzw. Zeichengebrauch, der in seiner gegenwärtigen Verfassung als unzureichend für den wissenschaftlichen Erkenntnis- und Kommunikationsbedarf kritisiert wurde.⁹ Ziel war einerseits das klassische Vermeiden

⁹ Wichtig war in diesem Zusammenhang Victoria Lady Welbys Anliegen, mit ihrem zeichentheoretischen Werk eine neue Disziplin zu begründen (von ihr „significs“ genannt) und diesem 1896 durch die Auslobung eines Preises mehr Gewicht zu verleihen. Tönnies gewann den Preis mit seiner *Philosophischen Terminologie* (auf Deutsch zuerst erschienen 1906). Welby selbst stand mitunter mit Charles Sanders Peirce, der Frege-Schüler Rudolf Carnap wiederum mit Tönnies in Kontakt; Tönnies selbst korrespondierte mit Welby und kannte ihre Schriften (hierzu: Schmitz 1985a, S. 373–385). Welby bemühte sich auch einen stärkeren Zusammenhang unter den an der Zeichentheorie interessierten Wissenschaftskreisen herzustellen. Für einen in Oxford geplanten Kongress, der für 1901 vorgesehen war, dann sich

von logischen Disparitäten durch das Bereitstellen einer Grundlage, auf der sich eindeutige wissenschaftliche Erkenntnis formulieren lassen. Andererseits musste nun – nicht zuletzt vor dem Hintergrund sich verbreitender Plansprachen wie das Solresol, das Volapük und das Esperanto – die Frage geklärt werden, wie Sprache bzw. Zeichengebrauch überhaupt funktioniert und beschrieben werden kann. Mit dieser aber verband sich nicht „nur“ die Gründung einer neuen Disziplin, sondern auch ein Wissen darüber, dass jede Erkenntnis – auch wissenschaftliche – unmittelbar relativ zu seinem Zeichensystem steht und nur durch die Kenntnis dessen verstanden werden kann. Einen weiteren folgenreichen Schluss aus dieser Beobachtung zog der Soziologe Ferdinand Tönnies¹⁰, indem er den zeichentheoretischen Überlegungen seiner Preisschrift *Philosophische Terminologie* einen (wissens-) soziologischen Drall gab: Nicht nur Wissen beruht auf Zeichen, sondern jede Form Gemeinschaftsbildung, die dieses Wissen per Zeichengebrauch kultiviert und sich dadurch zugleich konstituiert. Wissen und Gemeinschaft bzw. Gesellschaft – hie „Glauben *an* die Zeichen“, dort „freie Übereinstimmung“ über sie und dadurch „Entwicklung, Umbildung, Neuerung von Begriffen“ – bedingen sich somit wechselseitig (Tönnies 2009 [1906], S. 184).

Von dieser Gedankenfigur aus, ohne aber auf Tönnies' zeichentheoretische Überlegungen zurückzugreifen, formulierte Max Scheler eine „Soziologie des Wissens“, die als „Ursprungs- und Geltungslehre die soziale Natur ‚alles‘ Wissens, aller Wissensbewahrung, und -überlieferung“ ins Zentrum ihres Programms stellte (Scheler 1960 [1925], S. 17). Parallel dazu entwickelte Karl Mannheim eine ähnliche „Soziologie der Soziologie“ beziehungsweise „Soziologie des Wissens“, die an dem historisch-empirischen Beispiel des Konservatismus zunächst die politische Kultur zu ihrem Gegenstand machte. Erkenntnisleitend war für Mannheim die Disparität zweier Analyseweisen von Wissen: Zum einen die klassische, die sich auf die „Immanenz“ eines philosophischen Systems bezieht, und zum Anderen diejenige, die sich einer „historisch-soziologischen Gesamtkonstellation“ widmet und von dieser aus die konkrete Ausformung eines bestimmten Wissens zu erklären versucht – oder polemischer: eine, die das „Denken in den Lehrbüchern“, und eine andere, die das „wirkliche“ Denken in den Blick nimmt – worauf sich explizit Mannheims Programm richtete (Mannheim 1984 [1927], S. 48, 1978 [1929], S. 3). Mit dieser Positionierung distanzierte sich Mannheim gerade von jener wissenschaftsphilosophischen Selbstbeobachtung, wie sie oben

aber nicht realisierte, sollten Personen wie Rudolf Eucken, Harald Høffding, Georg F. Stout, James Sully, Edward B. Titchener und Tönnies eingeladen werden, um nur einige Namen zu nennen (s. Schmitz 1985b, S. LVIII).

¹⁰ Zu Tönnies in Bezug auf seinen Briefwechsel mit Friedrich Paulsen siehe auch den Artikel von Wierzock und Keyzers in diesem Band.

an Helmholtz gezeigt wurde. Dieser Reflexionsweise warf er vor, keine Antwort auf die große soziale und politische „Anomalie“ seiner Gegenwart bieten zu können, was aber das Kernanliegen der Wissenssoziologie sein müsse. Denn in dem Maß, wie die politischen und ökonomischen Eingriffe „in den Gesellschaftsprozess“ weitreichender würden, steige auch der Bedarf an einer solchen Beobachtung zweiter Ordnung.¹¹ Dieses von Mannheim und Scheler durchaus ähnlich formulierte Anliegen samt epistemischer Fundierung kaschieren jedoch nicht die Tatsache, dass nun zwei diskret verschiedene Arten,¹² Wissenssoziologie zu betreiben, in die Welt gesetzt wurden. Hinzu kam noch der Ansatz, den der Mediziner Ludwig Fleck für die Naturwissenschaften formuliert hatte und der ebenfalls die soziale Bedingtheit von wissenschaftlichem Wissen betonte, sowie etwas später formulierte Dialektik der kritischen Theorie um Horkheimer und Adorno (Horkheimer und Adorno 1987, S. 25–66; Adorno 1955, S. 9–31), die sich von der Wissenssoziologie Mannheims ostentativ distanzierte, so dass bald vier – mehr oder weniger – disparate wissenssoziologische Konzepte bestanden. So wiederholte sich das Muster der Schulbildung auch auf der Ebene der Wissens- und Wissenschaftsreflexion.

Mit dem Anspruch, durch das Untersuchen der bisher unbeobachteten sozialen Strukturen, jede Form des Wissens, auch des wissenschaftlichen, erklären zu können, wurde kein absoluter Deutungsanspruch verbunden. Allein schon die Tatsache, dass unterschiedliche Schulen disparate Beobachtungsweisen kultivierten, verdeutlicht, dass auf diese Weise keine höhere Wahrheitsinstanz entstanden war. Trotzdem wurde ein solcher Anspruch in anderen Fächern keineswegs grundlos befürchtet, wie der alarmistische Soziologismusvorwurf von Robert Curtius in

¹¹ Das Beobachten von Beobachtern. Indem hier der Beobachter-Beobachter Mannheim wird, handelt es sich um eine Beobachtung dritter Ordnung. Mannheim folgt mit dieser Argumentation Dilthey (siehe oben).

¹² Es würde zu weit führen, die Unterschiede hier genau zu diskutieren. Nur so viel: Scheler grenzt sich explizit von Max Webers Festlegung der Soziologie auf einen subjektiv gemeinten Sinn ab, da Handelnde aufgrund von Wissen handeln können, ohne sich dessen bewusst zu sein. Gerade für ein solches für die Subjekte unzugängliches Wissen interessiert sich Schelers Wissenssoziologie, die zudem universalhistorisch typologisch verfährt. Sie bezieht auch die gegenwärtige Wissenschaft und die Universalitäten mit ein, verfährt aber nicht empirisch, sondern bleibt philosophisch. Mannheim ist dagegen dem Weberschen Rahmen (er habilitierte bei Alfred Weber) verpflichtet, hat ein ausgesprochen starkes empirisches Interesse und entfaltet sein wissenssoziologisches Programm strikt innerhalb der sich damals etablierenden Soziologie. Beide Wissenssoziologien verstehen sich pluralistisch, relativistisch und bewerten den Soziologismusvorwurf (siehe unten) nicht unbedingt als Makel.

einer heftigen Kontroverse¹³ mit Mannheim verdeutlicht (Curtius 1930, S. 614–624; Hoeges 1994; Lepenies 1985, S. 377–386). Denn dieser Abstraktionsgewinn war ein Deutungsvorteil, weil Soziologie nun in die wissenschaftlichen Territorien anderer Disziplinen vordrang, deren eigenen Kategorien soziologisierte und sie mit einer soziologischen Selbstbeobachtung konfrontierte. Alles schien soziologisiert worden zu sein. Und das beunruhigte nicht nur den Romanisten Curtius, sondern auch die Kritische Theorie, wie Oliver Neun in diesem Band zeigt. Denn wenn aus historisch-materialistischer Sicht, soziologisches Wissen entsprechend der Klassenlage ein lediglich bürgerliches war, dann konnte nun umgekehrt das historisch-materialistische Wissen wie jedes andere auch als ein Ergebnis konkreter sozialer Prozesse empirisch beobachtet und so in seiner Geltung provinzialisiert werden. Gerade diese wechselseitig disparate Perspektivierung sorgte für erhebliche Irritation und Abgrenzungsbedarf.

Aus dem historischen Abstand betrachtet, scheint der Alarmismus eines Curtius angesichts dieser Disparität der unterschiedlichen Wissenssoziologien völlig überzogen. Doch noch Niklas Luhmann hatte geglaubt, der möglichen Verabsolutierung von Geltungsansprüchen infolge wissenschaftlichen Selbstbeobachtens entgegentreten zu müssen, in dem er dieses Phänomen mit dem Begriff der Paradoxie in Verbindung brachte: Wissenschaft beobachtet ihre Umwelt mithilfe der Unterscheidung wahr versus falsch. Das hat zur Folge, dass wissenschaftliches Selbstbeobachten mithilfe jener Differenzierung von „wahr“ und „falsch“ nicht entscheiden kann, ob dieses binäre Beurteilen berechtigt (wahr) ist oder nicht (falsch) (Luhmann 1992, S. 172–175, S. 91–102, S. 520 f., S. 531). Auf sich selbst angewendet mündet das wissenschaftliche Beobachten in eine Paradoxie. Luhmanns Lösungsweg heißt Entparadoxierung: Forschung ermöglicht ihr eigenes Operieren mithilfe von Programmen (Theorien, Methodologien, Methoden), die auf je unterschiedliche Weise und in immer wieder aktualisierter Form die Allokationskriterien für die Zuweisung der Werte wahr bzw. falsch festlegen. Mithilfe solcher Programme – die so disparat wie etwa Mannheims Wissenssoziologie, Flecks Denkstilkonzept oder Adornos negative Dialektik sein können – lassen sich dann auch (wahre) Aussagen (die als falsch zurückgewiesen werden können) über wissenschaftliches Kommunizieren, Beobachten, Zuweisen jener Werte etc. treffen. Solche Selbstbeobachtungsprogramme unterschieden

¹³ Wie heftig lässt der Buchtitel *Deutscher Geist in Gefahr* (1932) von Curtius erahnen, der damit noch einmal auf die mit Karl Mannheim in der *Neuen Schweizer Rundschau* 1929 begonnene Kontroverse zurückkam. Der Vorwurf – der sich nicht zuletzt aus einer persönlichen Rivalität im Heidelberger Gelehrtenmilieu speiste und antisemitische Untertöne aufwies – bestand im Kern darin, dass sich die Einzelwissenschaft Soziologie in Form der Wissenssoziologie als eine Universalwissenschaft aufspiele.

sich von denen des jeweils beobachteten wissenschaftlichen Feldes, indem sie was-Fragen (zum Beispiel was zu beschreiben oder was zu vermessen ist) in wie-Fragen (wie etwas beschrieben, vermessen oder ausgewertet wird) verwandeln. Dadurch entsteht ein Beobachtungsangebot, von dem sich die untersuchten wissenschaftlichen Felder irritieren lassen und anders als zuvor wahrnehmen können. Doch mehr als ein Deutungsangebot, das sich von anderen konkurrierenden Deutungen unterscheidet und auch selbst disparitätsanalytisch beschrieben werden kann, bietet es nicht. Nicht einmal die ökonomistische Legitimation disparater Theorieangebote als eine marktförmige Konkurrenz um „beste“ Methoden, Theorien, Lösungen oder Forschungsergebnisse¹⁴ führt weiter: Es fehlt hier an einer dritten Instanz, die das horizontale Disparate als ein besser oder schlechter hierarchisieren kann.

2 Disparität und Episodizität

Eine Untersuchung, die ihren Fokus auf Disparität richtet, konzentriert sich auf Unvereinbarkeiten, Unterschiede, Lücken, biographische oder logische Brüche: Differenzen zwischen unterschiedlichen Begriffen, Theorien, Theorieelementen, Methoden, Praktiken, Praxeologien, Wissenschaftsverständnissen, wissenschaftlichen Sozial- und Verfahrensweisen etc., die sich nicht unter einem gemeinsamen Dritten vereinigen lassen und keine ungebrochene Einheit bilden. Dieses Konzept kann sowohl als eine dekonstruktive Methode in der Untersuchung einzelner Biographien, Texte, Theorien oder Forschungslogiken verwendet als auch zur Beobachtung von Praktiken herangezogen werden, mit theoretischen oder sozialen Brüchen, Antinomien etc. umzugehen. Beide Möglichkeiten wurden hier genutzt und beide werden so auch von den in diesem Band versammelten Texten angewendet.

Werden Disparitäten aber aus einer Retrospektive an einem bestimmten Gegenstand betrachtet und nach ihrem zeitlichen Verlauf beobachtet, dann treten sie meistens als Episoden in Erscheinung. Das kann im Entstehungsprozess eines Textes etwa durch den Einschub einer neuen Idee, eines neuen Themas, einer Antithese oder Parenthese geschehen, die dann nicht weiterverfolgt oder vollständig integriert wird; ebenso möglich ist das diskursiv oder biographisch bedingte Einbrechen neuer Themen, Begriffe, Argumente, Lösungen etc., die als Veränderung oder Bruch im Text (oder einer Serien von Texten) wahrnehmbar

¹⁴ Erstmals und klassisch formuliert durch Robert K. Merton (1973) formuliert.

sind. Episode bleiben sie, wenn sie sich retrospektiv als Nebenstrang oder Nebenschauplatz einer anderen, wichtigeren oder dauerhafteren Entwicklung erweisen. Begrifflich entstammt Episode dem griechischen *Epeisodion*, den in Chorgesänge eingeschobenen Sprechpartien. Literaturwissenschaftlich bezeichnet Episode – entsprechend der Vorsilbe *epi* – etwas, das einem Hauptereignis hinzukommt und räumlich oder zeitlich begrenzt ist. In Übersetzungen wird das Episodische in räumlicher Hinsicht mit: auf, an oder bei und in zeitlicher mit: unmittelbar nach, über, bis hin etc. übersetzt. In diesem Kontext erweisen sich aus dem Rückblick einer endlich gefundenen Synthese die zuvor diskutierten Thesen und Antithesen als Episoden. In der Neuzeit erscheinen dagegen Ansätze rückblickend als episodisch, die zum Durchbruch neuer paradigmatischer Theorien geführt haben, wie etwa am Beispiel der Helmholtzschen Überlegungen zum euklidischen Raum gezeigt wurde, die als ein kleiner wissenschaftsgeschichtlicher Nebenstrang in der Entwicklung der Relativitätstheorie erzählt wurde. In dieser Hinsicht wesentlich unklarer sind die Ansätze, die zur Wissenssoziologie geführt haben. Lange Zeit blieben etwa die erstaunlichen Arbeiten Ludwig Flecks zu Denkstil und Denkkollektiv eine kurze, nahezu in Vergessenheit geratene wissenssoziologische Episode, bevor sie durch die Rezeption in der historischen Epistemologie wieder prominent geworden sind. Das Engagement und die Texte Victoria Welbys blieben in der Geschichte der Linguistik dagegen tatsächlich eine Episode – zumindest bis zum gegenwärtigen Stand. Das Beispiel Flecks zeigt schließlich, dass die Akzentuierung von Haupt- und Nebenstrang oder Haupt- und Nebenmotiv umkehrbar und nie endgültig ist. Sie ist eine Frage der historischen Perspektive und Erzählweise, die sich überdies je nach Wissensbedarf verändert.

Ein Gegenbegriff zu Episode bildet der Begriff der Epoche, der, aus dem Griechischen stammend (*Epoché*), das Anhalten, Unterbrechen oder Hemmen eines Vorgangs wie einer Kampfhandlung, eines Rennens, eines Urteilspruchs etc. bezeichnete. In der Frühen Neuzeit wandelte sich seine Bedeutung, indem er mit poetischem Anklang den absoluten Beginn und Nukleus eines Zeitalters terminierte, bevor er – am Ausgang dieser Epoche – zum Begriff des Zeitalters selbst aufstieg. Hegels oder Marx' Dialektik dachten nicht mehr in der Größe von Episoden, sondern universaler Geschichtsepochen. Auch Kuhns Paradigma bildet noch eine Epoche zwischen zwei Revolutionen. Der bescheidene Vorschlag am Ende der vom globalen Westen dominierten Epoche lautet: Zurück zur Episode.